

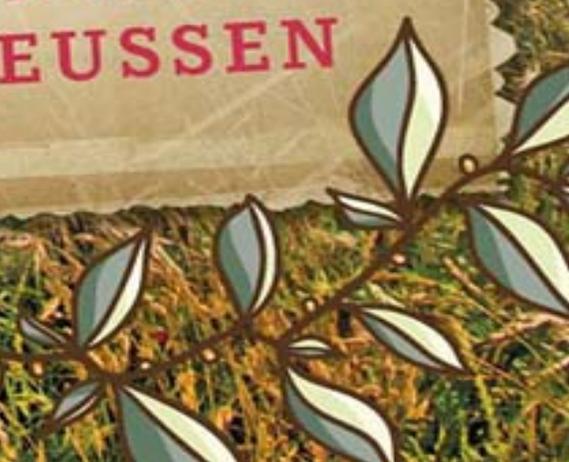


OTTFRIED
GRAF FINCKENSTEIN



*Nur die Störche
sind geblieben*

ERINNERUNGEN EINES
OSTPREUSSEN



Weltbild

Ein faszinierender, sich durch Liebe zum Detail und sprachliche Präzision auszeichnender Lebensbericht. Zugleich ein einzigartiges menschliches Dokument und ein zeitkritisches Zeugnis.

Das Buch spannt einen weiten Bogen von der behüteten Kindheit auf Schloss Schönberg in Ostpreußen bis hin in das Berlin der Zwanzigerjahre und das sich anschließende Berufsleben in den USA und in Kanada.

Ottfried Graf Finckenstein

Nur die Störche sind geblieben

Erinnerungen eines Ostpreußen

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1994 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95569-870-6

PROLOG

Schönberg

In der Luft liegt ein Klirren, ein Ton, der sich in dem Sommerhimmel zu verlieren scheint. Ja richtig, der Sommerhimmel gehört dazu, dieser helle Sommerhimmel des Ostens, der blendet, wo der Himmel des Südens in sattem Blau ertrinkt. In der Erinnerung ist der ganze Osten hell, von Horizont zu Horizont, von Landsberg bis Eydtkuhnen – nicht nur die weißen Juninächte, nicht nur die Augen Gottes, die aus dem Grün der Wälder aufblitzen. Auch das Klappern des Hausstorches klingt hell, wenn er den Kopf zurücklegt und diesen Alarmruf ausstößt, der den Gefährten auf dem Nest ruft, weil hoch im Zenit Raubstörche kreisen.

Ach, dass alles im Leben sich wiederholt, die Raubstörche über der Burg Schönberg, die so hoch fliegen, dass sie unwirklich erscheinen, bis sie kampfestrunken auf das Nest herabstoßen – die blitzenden Bomber über Berlin, Himmelsspielzeug, das den Tod wie Regen fallen lässt. Ob die Störche wohl noch auf dem Nordostturm brüten? Der Turm soll den Brand überstanden haben, der Tod hat ihn nur gestreift, wie uns, die wir weiterleben, obgleich der Lebensraum, dessen Teil wir waren, von uns gerissen wurde. Vielleicht ist auch das Storchennest verbrannt, und die Tiere sind heimatlos geworden, wie wir ... Die Burg Schönberg wurde im Jahre 1945 niedergebrannt, nachdem sie fast sechshundert Jahre gestanden hatte.

»Haec porta constructa est anno domini 1368 ...« stand in schönen gotischen Schriftziegeln über dem mittleren Torgang. Sechshundert Jahre hat der rote Backsteinbau des Deutschen Ritterordens nach dem hellen Himmel gegriffen, lebendig gewordener Glaube zwischen Wäldern und Sümpfen; sechshundert Jahre, nachdem man zuvor achtzig Jahre lang Kalk und Ziegel für den Bau gebrannt hatte; sechshundert Jahre, in denen die Welt aus dem Halbdunkel des Mittelalters in das Bogenlicht der Neuzeit trat; sechshundert Jahre, in denen der Mensch die Gestalt der Erde erkannte und die Bahnen der Himmelskörper, die Natur und ihre Kräfte; sechshundert Jahre, in denen er sich selbst aus der Schale zu eng gewordener kultischer und politischer Bindungen löste, bis er verletzlich wurde wie die Krebse in unseren Seen, wenn sie die Schale wechselten. Was ist in jenen Januartagen 1945 geschehen, an denen die alte Burg wie eine Fackel über die Schneelandschaft leuchtete, bis nur der Uhrturm, jener gewaltige Wachturm neben der einstigen Zugbrücke, und der kleine Trakt bis zu dem Storchenturm stehen blieben? Ging das Symbol eines Geistes damit zugrunde, der den Osten erhellt, befruchtet und geordnet hat? Jeder, der den rechteckigen, symmetrischen Bau mit seinen vier Türmen auf jeder Seite gekannt hat, mit seinen Mauern von zweieinhalb Metern Dicke und den tiefen Nischen für die Fenster, in denen wir Kinder uns erschauernd versteckten, wenn wir gesucht wurden, jeder, der einmal diese jüngere nie zerstörte Schwester der Marienburg gesehen hat, diese steingewordene Lebenskraft, wird sagen: Ja, das Symbol wurde zerstört, aber der Geist unter den Gestirnen Kants lebt mit uns fort. Wie vieles ist in den letzten fünfzig Jahren zu Ende gegangen, das nicht mehr wiederkehren wird: die behäbige Satttheit eines reichen Volkes mit seiner schimmernden

Spitze, die gerade noch in unsere Zeit hineinragt, um als billige Sensationslust für 50 Pfennige verbraucht zu werden; die Arbeit zweier Generationen, die zusammen mit dem kranken Geld starb; die Vorherrschaft Europas und das Kolonialsystem, Gewohnheiten, Vorstellungen, Begriffe. Aber das Wissen in uns und die Sterne über uns leben! Niemand von uns weiß, wann die Ordensburg Schönberg einmal wieder aufgebaut wird, ja, es ist zweifelhaft, ob ihre vier Morgen Dächer wieder einmal in voller Breite über das Land leuchten werden. Darum wollen wir, die sie so sehr liebten, in ihr unsere Jugend verlebten, die wir von ihr geformt wurden, noch etwas von ihr sprechen.

Die Welt, tagesbezogen durch die Schnelligkeit der Nachrichtenübermittlung, hat sich daran gewöhnt, das Gestern abzulegen wie ein abgetragenes Kleidungsstück. Wir haben es erlebt, dass die Hoffnungen, die Leidenschaften, der politische Glaube und der Irrglaube von drei verschiedenen Generationen sich in einer Lebensspanne zusammendrängten. Und gerade deswegen wissen wir, dass wir die roten Backsteinmauern, das Klappern der Störche, den Spiegel des Haussees und die Speere der Fichtenwächter mitgenommen haben als Richtpunkt in alle Verstreungen, als Sammelpunkt für alle, die einmal dort leben durften ...

Wenn ich heute bei Anbruch der Nacht über die neondurchfluteten Straßen der Großstadt gehe, einsam, wie Menschen ohne Heimat gehen, dass die Schritte ihnen folgen, dann fühle ich die Gemeinsamkeit aller, die einmal Schönberg im stillen Schein des Mondes haben liegen sehen, die das Käuzchen vor den Fenstern schreien hörten und das Schäkern der Enten auf dem Haussee, die einmal den tiefen Atem der sechs Jahrhunderte eingesogen haben, den Atem der Geschichte, die sich niemals wiederholt und sich in ihren Forderungen doch immer wieder ähnelt.

Alle Erinnerungen, der Duft faulenden Herbstlaubes und die rauchkalten Morgennebel greifen hinüber zu dem Ort, der die Zeit sechshundert Jahre anhielt.

Was ist Glück? Sich klein fühlen vor der Tiefe der Zeit, vor der Weite des Himmels und der Unsterblichkeit des Geistes.

In Schönberg war das Glück greifbar nahe.

Jugend in Schönberg

Wer kennt heute noch ein Wunderknäuel?

Es ist eine Erinnerung an meine Kindheit, eine sehr lebendige Erinnerung. Ich sehe einen Ball von grauer, weißer oder brauner Wolle vor mir. Der Ball ist nicht vollkommen, Ecken und Kanten stehen daraus hervor. Ein Faden läuft von dem Ball in unsere schmutzigen Kinderhände.

Je schneller wir arbeiten, umso eher entwickeln sich aus den frei werdenden Ecken des Knäuels kleine Belohnungen, eben die Wunder, denn sie sind in Papier eingewickelt und geben ihre eigentliche Natur erst bekannt, wenn die Wolle sie vollkommen freigegeben hat.

Die Allegorie des Wunderknäuels liegt auf der Hand. Ich möchte auf Wunsch meiner Familie, insbesondere meiner Nichten, meine Erinnerungen an Schönberg niederschreiben, weil ich der Letzte bin, der die »heile« Zeit vor dem Ersten Weltkrieg erlebt hat, das Ende jenes halben Jahrhunderts friedlicher Jahre, in denen alle Begriffe wie Monarchie, Preußen, Vaterland ebenso unangetastet waren, wie es das Bewusstsein der Verpflichtungen des preußischen Adels gegenüber dem König, den Kirchen und den Gutsleuten war.

Ich will nicht behaupten, dass diese Ordnung vollkommen war oder überhaupt noch zeitgemäß in einem Deutschland, dem das industrielle Zeitalter schon lange den Stempel städtisch-bürgerlicher Vorherrschaft aufgedrückt hatte. Aber sie war noch intakt und passte zu dem Begriff der Ordensburg aus dem vierzehnten Jahrhundert.

In diesem Sinne wird das Wunderknäuel meines nachlassenden Gedächtnisses beinahe ein Symbol, denn die ungeschickten Kinderhände arbeiteten eben um der Verpflichtung meiner Mutter willen, als Gutsherrin den Kindern von Schönberg, Garden, Steinersdorf und Herzogswalde alljährlich ein Weihnachten zu beschenken, bei dem jedes Alter ein ihm zustehendes Geschenk bekam, von den Fäustlingen der Kleinsten bis zur Bibel der Konfirmanden. Und was aus meinem Wunderknäuel fällt – es ist wenig genug –, sind die Erinnerungen an jene Zeit, die zusammen mit einer Beschreibung des Ortes für mich den komplexen Begriff Schönberg umfassen.

Wo hat es angefangen?

Zu Hause, in der Ordensburg östlich der Weichsel, in der ich als Kind gelebt habe. Diese Umwelt ist wichtig. Der Osten mit seiner feudalistischen Sozialstruktur, verstärkt durch den täglichen Anblick von Mauern, die zweieinhalb Meter dick sind und bereits seit über fünfhundert Jahren stehen. Um einen Berg gebaut, ragen sie einige Meter fensterlos aufwärts und trennen die Bewohner von der unter ihnen liegenden Tiefe.

Durch die eigenartige Lage der Burg war die Außenfront der Zimmer, die man eben erst von der Hofseite zu ebener Erde betreten hatte, in die Höhe der Baumkronen gerückt, in diesem Falle der einer Akazie und einer Rüste.

In einem Astloch der Rüste nistete ein Käuzchen, das uns nachts mit seinen Schreien erschreckte. Wir glaubten zwar nicht an die »Totenschreie« des Volksglaubens, doch konnte der hohle Ton des »Huh-huhhuh« uns trotz aller Aufgeklärtheit das Gruseln lehren. Man konnte nur über den sogenannten Schlossberg und eine Brücke durch ein großes Tor in den Burghof und von dort in die Wohnräume gelangen. Die Brücke war ursprünglich aus Holz und konnte hochgezogen werden, eine sogenannte Kippbrücke. Die großen, aus Feldsteinen gehauenen Unterlagen für die Achse der Brücke sind heute noch erhalten. Sie selbst wurde zusammen mit den sie tragenden Bogen im neunzehnten Jahrhundert fest eingemauert. Damals wurden auch größere Umbauten an der Südfront durchgeführt, leider in dem unglücklichen Zeitstil einer unechten Gotik.

Als sie zu der Zeit, da mein Bruder in Schönberg bestimmte, verfielen und man nun endlich mit staatlicher Unterstützung darangehen konnte, diesen Schönheitsfehler zu beseitigen, ließ der Leiter der Renovierung, der Oberbaurat Schmidt – ein Konservator der Marienburg und der Ordensbauten Westpreußens –, sie genau wieder so aufbauen, wie es dem neunzehnten Jahrhundert schön geschienen hatte.

»An solch einem festen Haus haben viele Jahrhunderte gebaut, und jede Zeit hat das Recht auf ihren eigenen Geschmack. Oder wollen Sie die schönen Renaissancegiebel auch abreißen, weil sie nicht zum Ordensstil gehören?«

Schmidt hatte wohl recht, ganz abgesehen davon, dass er als der Fachmann für Ordensbauten sich in Schönberg zu Hause fühlte.

Aber zurück zur Brücke, den Torbögen und der großen eichenen Tür, die, mit schweren eisernen Nägeln beschlagen, seit Jahrhunderten die Menschen innerhalb des Hofes von der Außenwelt abschloss. Trotz ihres riesigen Ausmaßes, der Eisennägel und des schweren Holzes war sie so geschickt aufgehängt, dass wir Kinder sie mühelos bewegen konnten.

Wer auf dem Schlosshof hinter dem Tor und dieser festen Tür aufgewachsen war – ich gebrauche absichtlich das Plusquamperfekt, um den Zustand zu kennzeichnen, aus dem nach Jahren eine Bewusstseinslage sich bildete –, der wird niemals eine völlig ungezwungene Haltung zur Umwelt finden. Er wird ein Schlosskind bleiben, das keinen Ausweg aus seiner Befangenheit fand, die sich in einsamer Höhe hinter meterdicken Mauern auf sein empfindliches Gemüt gelegt hatte.

II

Wann hat es angefangen?

Für mich wahrscheinlich von dem ersten Augenblick an, in dem ich meine Umgebung urteilend beobachten konnte, vielleicht aber schon vor meiner Geburt. Denn der Zeitgeist, der liberal-soziale Geist des neunzehnten Jahrhunderts, griff nun langsam auch nach dem Osten über.

Wovon rede ich eigentlich? Von einem Komplex, von dem Mitleid mit den Schwachen und dem seltsamen Wunsch, zu ihnen zu gehören. Er hat meine ganze Jugend bestimmt. Die Erinnerung an meine Mutter hat viel damit zu tun. Sie war eine große Frau, uneingeschränkt groß in allem, was sie betraf und was sie ausstrahlte. Sie war die Tochter eines Riesen von über zwei Meter und schien ihm nachgebaut. Trotzdem waren ihre Bewegungen rasch, vor allem ihr Gang, als Ausdruck ihres Temperaments. Sie war eine außerordentlich leidenschaftliche Frau, die selbst unter ihrer Heftigkeit, wie sie es nannte, am meisten litt. Sie glaubte das ehrlich und rang mit ihrem Gott um eine ausgeglichene Bewusstseinslage.

Als Kind konnte ich das nicht verstehen, denn ich kannte ja noch nicht die Grenze des freien Willens und dachte: Warum nimmt sie sich nicht zusammen? Ihre Heftigkeit schien mir in einem Zusammenhang mit ihrem überstark ausgeprägten Herrenbewusstsein zu stehen, einem Erbteil ihrer baltischen Vorfahren. Mein Vater, ein stiller, vornehmer Mann, der starb, als ich 15 Jahre alt war, und der als Leidender durch meine Erinnerung geht, war mit seiner Frau im Grunde seines Herzens sicherlich einig in der Vorstellung, dass sie beide zum Herrschen geboren wären und dass ihre Untergebenen sogar von ihnen verlangten, beherrscht zu werden.

Aber für mich war doch meine Mutter die eigentlich Herrschende, Unberechenbare. Und weil sie gern Ausdrücke wie herrschaftlich und »leutsch« gebrauchte, weil ich die gleiche Angst vor ihr hatte wie die Dienstboten, die »Leute«, empfand ich mit ihnen, empfand ich Mitleid mit ihnen, mit mir selbst und Hass gegen ein System, dessen Nutznießer wir selbst waren.

Natürlich konnte ich es nicht begreifen, was um mich her vor sich ging und mich in so tiefgründiger Weise aufwühlte. Ich konnte erst recht nicht begreifen, was vorging, wenn unsere Mutter die Dienstboten »schalt«. Der Anlass schien mir häufig willkürlich, wenn nicht schlicht ungerecht. Der Vorgang war dann immer gleich. Meine Mutter sprach in ihrer heftigen Art, bei der sich die Worte überstürzten, auf das jeweilige Mädchen ein, bis es zu weinen anfang. Dann verlangte sie von dem rot geweinten Stückchen Menschenelend, dass es um Verzeihung bäte, was es auch tat. Danach weinten beide und umarmten sich schluchzend, und alles war wieder gut bis zum nächsten Mal.

Mit uns verfuhr Mutter nicht anders. Sie hatte von ihrer Mutter die Maxime übernommen, dass man Kindern bis zum dritten Lebensjahr den »Willen brechen« müsste, damit sie gehorchen lernten.

Es kommt mir heute so ungerecht vor, diese Dinge von meiner Mutter zu erzählen. Deshalb will ich wenigstens dies sagen: Heute weiß ich es genau, dass ich als Kind dem

Endkampf zwischen dem östlichen Despotismus und der westlichen Demokratie beigewohnt habe, wobei dann noch einmal die untergehende Lebensform sich in einer Art von Auslese zeigte, wie sie bei meiner Mutter durch ihre übernommene Gedankenwelt, verbunden mit ihrem leidenschaftlichen Temperament, sich ergab. Selbstverständlich waren ihr die positiven Seiten der patriarchalischen Lebensform ebenso bewusst wie die Forderungen, die sich an sie selbst daraus ergaben. Daher die echten Gefühlsäußerungen von beiden Seiten bei der Versöhnung, daher die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen der »Leute« zu ihrer »Herrschaft«.

III

Unsere Spielgefährten waren die Kinder unseres Kutschers, das Dorf lag zu weit ab, und man musste erst den Schlossberg hinabgehen, um es zu erreichen. Überhaupt das Schloss. Wir hatten keinen Begriff von unserem Elternhaus als Schloss, aber als wir lesen lernten, sahen wir, dass es Postkarten gab, auf denen geschrieben stand »Schloss Schönberg«, als sei das etwas Besonderes. Als ich zum ersten Male »Das Schloss« von Kafka in die Hand bekam, verglich ich es unwillkürlich mit dem, was mir zuerst als Begriff Schloss aufgegangen war. Ich fand eine Ähnlichkeit: das Außerhalb-der-eigentlichen-Welt-Stehen.

Wer in einem Schloss geboren ist, bleibt sein Leben lang außerhalb der eigentlichen Welt, zumal wenn es ein Schloss ist, das auf einem Berg liegt und nur über eine Zugbrücke erreichbar ist. Dieser Zugang wird nicht verwehrt, aber wer geht schon gern auf einen steilen Berg über eine Zugbrücke, durch einen langen dunklen Torgang, um zu sehen, wie andere Menschen leben?

Schlosskinder – Dorfkinder, eines Tages wird der Unterschied deutlich. Es gibt Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Spalt in klassenkämpferischem Neid zu vergrößern, gerade dann, wenn diese Menschen selbst keine Sozialisten sind, sondern bewusste Bürger, klassische Liberale.

Meine Hauslehrer waren so. Es waren fast immer Theologiestudenten, die vor ihrem Examen standen und die Zeit benutzten, neben ihrer schriftlichen Arbeit etwas Kapital zu sammeln, denn ausgeben konnte man bei uns wirklich nichts. Sie sahen es nebenbei als ihre Aufgabe an, frische geistige Luft in die Zimmer mit den dicken Mauern zu bringen, die durch die tiefen Fenstererker immer etwas im Halbdunkel lagen. Meinen Eltern gegenüber hielten sie ihre Ansichten zurück. Desto leichter und lohnender war es, uns Kindern ein wenig Sprengstoff in die täglichen Pflichtlektionen zu mischen. In der klassischen Form eines »Oliver Twist« wurde uns klar gemacht, dass wir bedauernswerten Geschöpfe persönlich zwar sehr nett und auch vollkommen unschuldig seien, dass wir aber dank unserer Geburt zu den Feudalaristokraten gehörten, jener aussterbenden Spezies Mensch, die nur vom eigenen Hochmut und der Gutmütigkeit des Bürgertums lebe, das sich diesen Hochmut gefallen lasse.

Meinen ersten Hauslehrer habe ich ganz vergessen, wohl nicht zufällig. Ich habe ihn aus guten Gründen sehr tief aus meinem Bewusstsein verdrängt.

Er stammte irgendwo von der Wasserkante her und hatte die Figur eines Athleten. Wie alle meine Hauslehrer arbeitete er an seiner Examensarbeit, und wie sie alle war er völlig überarbeitet. Dieser Herr trug einen für ein Kind erschreckenden Namen, in dem die Silbe »tot« vorkam. Er war in dem sogenannten Uhrturm untergebracht, ziemlich weit ab von der übrigen Wohnfläche des Hauses. Um zu ihm zu gelangen, musste man eine eigene Wendeltreppe hinaufklettern. Wie oft bin ich klopfenden Herzens diese Treppe hinaufgestiegen und habe es erst nach langem Zögern gewagt, an die Tür zu klopfen, was in dem alten Turmgewölbe dumpf widerhallte. Ich kam dorthin, um Vokabeln oder Präpositionen abhören zu lassen, die ich in der Stunde nicht gewusst hatte.

Herr Totenhagen hatte eine Pädagogik, mit der er erreichte, dass mein Kopf bereits leer war, wenn er seine Frage stellte, ich mochte vorher so viel gelernt haben, wie ich wollte. Wenn meine Antwort nämlich nicht stimmte oder zu lange auf sich warten ließ, packte er mich mit Daumen und Zeigefinger an den kurzen Haaren über dem Ohr, zog mich daran hoch, bis ich auf Zehenspitzen stand, und gab mir in dieser Stellung eine Ohrfeige, die mich aus dem Gleichgewicht brachte.

IV

Es ist möglich, dass ich aufgrund meiner Erfahrung mit meinem Hauslehrer im Unterbewusstsein die Gegend um sein Zimmer zum Schauplatz meiner Träume gemacht habe, wobei das Zimmer selbst niemals erscheint. Aber die Zimmer des anschließenden Farwardschen Flügels spielen eine große Rolle. Sie haben sich zu einem Ort der Entdeckerfreuden entwickelt, sodass ich tatsächlich keine gültige Erinnerung an ihr eigentliches Aussehen habe.

Dagegen steht mir ein Raum vor dem Turmzimmer greifbar vor Augen: die »Alte Bibliothek«, ein langer Saal mit bunt bemalten Balken und dunklen Schränken, in denen Akten über Akten und Bücher über Bücher standen, häufig mit durchsichtigen Pergamentrücken. Was sie eigentlich enthielten, wusste nur meine Mutter. Mir ist bekannt, dass das wichtige Familienarchiv zur Aufbewahrung nach Danzig gegeben worden war. Dort hat es die Fliegerangriffe überstanden und ist nach dem Kriege nach Warschau überführt worden. Meine Mutter erfuhr dies nach der Flucht in Prontsdorf, Schleswig-Holstein, von dem ebenfalls nach Holstein geflüchteten, schon erwähnten alten Freund des Hauses, Oberbaurat Schmidt, der leider kurz darauf verstarb.

Zu seinem Gedenken möchte ich hier ein paar Worte einfügen, denn er hat auf unsere Kindheit einen großen Einfluss gehabt; er war für uns schlechthin der »Gelehrte« oder der deutsche »Professor«, ein verehrungswürdiger Typ, den wir sonst nicht kennenlernten. Es mag hinzukommen, dass er sich schon äußerlich von dem gewohnten Bild unserer Herren in Jagdkleidung auffällig unterschied. Er war ein hochgewachsener, magerer Mann mit Spitzbart, der wie eine kleine Fahne von seinem Kinn abstand. Er trug über seinem dunkelblauen Anzug einen grauen Havelock, ein ungewohntes, an einen Vogel oder besser noch an eine Fledermaus erinnerndes Kleidungsstück, weil der halblange Überwurf sich bei den raschen Bewegungen des Trägers bauschte. Es war wohl dieser Havelock, der, zusammen mit einem breitrandigen Hut, dem abstehenden Spitzbart und mit der Verehrung, die unsere Eltern ihm entgegenbrachten, für uns den Inbegriff des »Gelehrten« schuf. Seine Ansichten waren bestimmt, und es imponierte uns Kindern besonders, dass, im Falle eines Widerspruches, selbst unsere temperamentvolle Mutter sofort nachgab, wie sie es sonst nur religiösen Autoritäten gegenüber tat. Ein schönes Beispiel für den Glauben des neunzehnten Jahrhunderts an das Vorrecht des Wissens. So hatten wir Kinder auch ein schlechtes Gewissen, wenn wir das Außerordentliche seiner Persönlichkeit zugleich als komisch empfanden und seine Ankunft im Geheimen mit dem Vers begrüßten:

»Herr Schmidt, Herr Schmidt,
was bringt das Julchen mit ...«

Bei der Erwähnung von Prontsdorf möchte ich noch kurz erzählen, durch welche Umstände meine Mutter dahin gekommen ist.

In dem gleichen Winter, in dem ich wegen »geistiger Armut« mit dem Lernen aussetzen musste, zog unsere ganze Familie mit Ausnahme meiner älteren Brüder nach Meran,

dessen Klima die Ärzte meinem Vater zur Rekonvaleszenz besonders empfohlen hatten. Dort mieteten meine Eltern in Obermais eine von Bougainvillea umrankte Villa, »Der Leichterhof«, für uns Symbol des Südens, obgleich unser Diener Ewald, »der Dichter«, beim Ausziehen an die Tür schrieb:

»Im wunderschönen Monat Mai,
da alle Knospen sprangen,
da ist in unseren Öfen nie
das Feuer ausgegangen.«

Im Leichterhof entwickelte sich um meine relativ jung gebliebenen Eltern und meine beiden Schwestern eine lebhafte und lustige Gesellschaft, die von der »Geliebten«, einem Fräulein von Bunsen, aus der berühmten Bunsenfamilie, und von außerordentlich musikalischen ungarischen und italienischen Freunden belebt wurde. Die »Geliebte« redete jeden mit Geliebter oder Geliebte an und hatte auch sonst ihre eigene besondere Ausdrucksart.

Zu gleicher Zeit war auch ein junges Mädchen, Emma Gräfin Rantzau, bei einer Tante zu Besuch; sie fühlte sich dort ziemlich einsam. Für meine Mutter war es eine Selbstverständlichkeit, sie in unser Haus zu ziehen und ihr die Zeit zu vertreiben. Über dreißig Jahre später revanchierte sich das junge Mädchen von einst damit, meiner Mutter nach der Flucht in ihrem herrlichen Barockschloss Prontsdorf ein Zuhause zu geben, in dem sie bis an das Ende ihrer Tage ein »herrschaftliches« Leben führen konnte. Sie liegt auch dort unter den alten Bäumen des Friedhofs begraben; neben ihr ist eine Erinnerungstafel für meine Schwester Benita angebracht, die von den Russen in Ponarien erschossen wurde und ohne Begräbnis blieb.

Ich bin froh, Gelegenheit zu haben, hier den Rantzaus dafür zu danken, was sie meiner Mutter, meiner Schwester und anderen Mitgliedern der Familie Gutes getan haben. Doch wir sind ja in Gedanken noch in der alten Heimat, in Schönberg.

Ach ja, Kindergeburtstag in Schönberg. Für uns Kinder fing der Geburtstag schon am Vorabend an, denn die Vorfreude wurde von unseren Eltern gepflegt, damit die Zeitspanne der Freude insgesamt länger werde. So schiefen wir schon mit frohen Erwartungen ein, noch ungewiss der erhofften Geschenke, aber gewiss, endlich ein Jahr älter geworden zu sein und damit dem ersehnten Alter der Erwachsenen näherzukommen, die immer das tun konnten, was sie wollten, während wir das Gefühl hatten, immer gehorchen zu müssen. Ganz sicher kennen die amerikanischen Kinder solche Gefühle nicht, und es ist wohl auch richtig, wenn die Eltern dafür, freiwillig, unter ihren weniger folgsamen Kindern leiden, denn die Art von blindem Gehorsam, in dem wir erzogen wurden, erinnert doch wohl zu sehr an Dressur. Jedenfalls hatten wir am Abend vor unserem Geburtstag das Gefühl, einfach ein ganzes Jahr übersprungen zu haben, eine herrliche Leistung, zumal nachträglich und ohne jede Anstrengung vollbracht. Wir wussten genau, welche Routine uns am nächsten Tag erwartete. Sie bestand aus fünf Punkten: Routine Teil 1, die Andacht. Sie fand wie üblich im Saal statt, nachdem ein Diener mit einer Glocke an einem Lederschwengel die langen Korridore auf und ab gescheppert hatte.

Mein Vater saß schon an seinem Harmonium, während das Hauspersonal sich versammelte. Wir Kinder scharten uns um die Mutter auf dem Sofa mit der Decke aus Haubentaucherfellen, wobei meine Mutter natürlich die Hand des Geburtstagskindes hielt, falls es schon dem Alter entwachsen war, in dem es auf ihrem Schoß sitzen durfte oder musste. Uns gegenüber blickte der »Reiche Schäfer« in seiner nachgedunkelten Rüstung und seiner langen Nase aus dem großen Bild über dem Kamin auf uns herab, genau wie an jedem gewöhnlichen Tag, was beruhigend und zugleich ein wenig enttäuschend war; ein Mal hätte er ja auch lächeln können, wie alle anderen es an unserem Geburtstag taten.

Teil 2 der Routine, vielleicht der schönste, zumindest im Augenblick der Überwältigendste. Mein Vater trat zwei Mal auf den Blasebalg seines Harmoniums – wir konnten dessen Ton gut von den quietschenden Bälgen eines anderen, abgebrauchten Harmoniums unterscheiden, das deshalb spöttisch »das alte Ross« genannt wurde –, und dann setzte sozusagen aus voller Lunge der jubelnde Choral ein:

»Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren,
 Meine geliebete Seel, das ist mein Begehren.
 Kommet zu Hauf, Psalter und Harfe wacht auf,
 Lasset den Lobgesang hören.«

Vor allem das »Kommet zu Hauf« bezogen wir beglückt auf die Wichtigkeit unseres Geburtstages. Aber das war nicht das Entscheidende. Erhoben fühlten wir uns durch die forsche Melodie, die mit der grammatikalisch ungerechtfertigten Betonung des (lobet) den (Herren) sogleich eine steile Höhe erklimmt, auf der wir an diesem Tage gern weilen wollten.

Nach der Andacht folgte Teil 3 der Routine: die Bescherung! Sie fand im Rosenzimmer statt, das seinen Namen nach der großen Blumentapete hatte. Es war eigentlich das Zimmer meiner Mutter, mit weiß lackierten Barockmöbeln und roten Seidenbezügen, ein richtiges Damenzimmer, aber vielleicht gerade deshalb von meiner Mutter im Alltag nicht benutzt, sondern nur bei Damenbesuch oder an solchen Festtagen wie Kindergeburtstag. Der Geschenktisch stand vor dem Kamin (der nie benutzt wurde, weil er den gleichen Schornstein hatte wie der Kamin des »Reichen Schäfers« im Saal und daher rauchte), ein kleiner, runder Tisch auf gekreuzten Beinen.

Auf diesem Tisch hatte gerade Teil 4 der Routine am Rande Platz: die Schichttorte mit dem Lebenslicht und den Jahreslichtern. Die Geschenke waren natürlich immer wieder andere (aber niemals so überwältigend wie zu Weihnachten, wahrscheinlich weil der Weihnachtsbaum fehlte), doch die Schichttorte war immer die gleiche.

Sie bestand aus achtzehn dünnen Teigschichten, zwischen die unterschiedliche Füllungen geschmiert waren, und sie schmeckte scheußlich, das heißt nach nichts oder bestenfalls süß, weil sie mit Zuckerguss überzogen war, während die Füllungen mit ihrem verschiedenen Geschmack einander aufhoben. Aber sie war das Symbol des großen Tages, und wir wagten niemals das Sakrileg, unsere Abneigung gegen die Schichttorte zuzugeben. So blieb sie, unangefochten von Krieg und Revolution, erhalten, und ich bin sicher, dass sie in diesen oder jenen Häusern noch heute weiterlebt. Aber sie gehört dann nicht mehr zur Routine meiner alten Geburtstage, und ich brauche sie nicht zu essen.

Am beglückendsten aber war Teil 5 der Routine. Er ist für junge Eltern sehr zu empfehlen, eine große Freude für Kinder, die fast nichts kostet: Wir durften uns zu unserem Geburtstag unsere Lieblingsspeise wünschen, und zwar in Reinkultur, getrennt vom gewöhnlichen Essen. Ich erinnere mich, dass ich mir einmal eine Flasche Vanillesoße wünschte und auch bekam. Im Gegensatz zu meiner Großmutter, die als junge unerfahrene Hausfrau in das Kontobuch des Kolonialwarenhändlers Schilkowski in Deutsch-Eylau »ein Pfund Vanille« als Auftrag einschrieb. Sie bekam nur 380 Gramm, und man entschuldigte sich vielmals, aber in der ganzen Stadt sei nicht mehr aufzutreiben. Der Rest würde nachgeliefert werden.

Ein anderes Mal wünschte ich mir »Bratkartoffeln mit Schlagsahne«, eine Kombination meiner zwei Lieblingsspeisen, von der ich mir einen überirdischen Genuss versprach. Ich bekam gar nichts, anstattdessen eine Ermahnung, nicht zu viel vom Leben zu verlangen, was ich nicht recht verstehen konnte. Es hat der Erfahrung vieler Jahre bedurft, diese Weisheit aufzunehmen, und ich weiß nicht, ob ich sie bis heute ganz verdaut habe.